

Das Unterhaltungs-Blatt

Zägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 65.

Montag, 18. März.

1929.

(Schluß.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Else Wibel.

(Nachdruck verboten.)

Sobald der erste der Männer sie berührte, hob sie kein Auge, die zu schreien schienen, ihm entgegen. Über sein Laut kam über ihre Lippen, die wie in wahnsinnigem Grauen verkrampft waren. Man hatte bisher vergeblich versucht, ihr etwas Stärkendes einzuflößen. Es war unmöglich, ihr ohne Gewalt den Mund zu öffnen. Als man sie aufrichten wollte, fiel sie sogleich wieder in sich zusammen und lag nun, die Augen geschlossen, vollkommen bewegungslos, obgleich man annehmen konnte, daß sie nicht ohne Bewußtsein war.

Ihre Kleider, beschmutzt und teilweise zerrissen, entprachen durchaus dem üblichen sportlichen Anzug einer Dame.

Trotz der Verwüstung ihrer Züge sah man, daß es eine ungewöhnlich schöne Frau war. Der Doktor schob ihr eine weiße Decke unter den Kopf. Dabei bemerkte er, daß eine einzige weiße Strähne quer durch ihr Haar lief.

Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß es sich hier um einen Unglücksfall handelte, etwas anderes gar nicht in Frage kam, wie der Doktor mit Nachdruck erklärte.

Gewiß unbegreiflich bei einem Bergkundigen, wie es Sep Sollern gewesen war; aber man kannte das ja: oft fielen gerade die Erfahrensten einer geringfügigen Tücke der Berge zum Opfer.

Man brachte die Dame, die ihren Papieren nach die vermisste Frau jenes aufgeregten Herrn Mironow war, in mühsamem Transport nach ihrem Heim am See. Der Arzt hatte keine Verletzungen festgestellt, die die Unterbringung in ein Krankenhaus notwendig gemacht hätten.

Ein paar Tage lang waren alle Zeitungen voll von dem Unglück, das Sep Sollern das Leben gekostet. Seine ungeheure Beliebtheit trat in langen Artikeln zutage, die die Spalten füllten. Aber nur kurz und in äußerst vornehmer Weise wurde die fremde Dame erwähnt, die bei ihm gewesen. Das hatte der Doktor so eingurtenken gewußt.

Er, der stundenlang an Benitas Lager saß, war zunächst berührt von ihrer stummen Pein. Er stellte sich als Wache vor dies übermenschliche Leid. Keiner sollte daran lasten. Vielleicht ahnte er auch um alle Zusammenhänge mehr als die andern...

Benita Mironows Mund blieb geschlossen. Es schien aber, daß sie ihre Umgebung zu erkennen vermochte. Denn als man sie in das Haus trug, konnte der Arzt es nicht verhindern, daß ihr Mann, reichlich unbeherrscht und pathetisch übrigens, sich über die Liegende stürzte...

Da hob sie die Hände, in ihre Augen kam ein gesuchtes Fragen und ihre Lippen suchten ein Wort...

Der Doktor erreichte es auch, daß sie manchmal in kleinen, mühsamen Bissen ein wenig von dem aß, was man sie zu nehmen bat. Die Sprache hatte sie nicht wieder gefunden.

Da der Herbst noch warme Nachmittagsstunden brachte, bettete man sie in der Sonne nahe der Bank unter dem Nussbaum. Dort lag sie dann ganz still, die Blide, ohne zu zucken, auf der blühenden Fläche des Wassers.

Man hatte Kolya streng verboten, irgendeinen der zahlreichen Teilnahmewollen zu Benita zu lassen. Es war durchgesichtert, daß sie seit jener unglücklichen Bergfahrt leidend sei. Und so häuften sich um ihr Lager in der ersten Zeit nach dem Bekanntwerden die Blumen eines zu Ende gehenden Jahres...

Aber als einmal, zufällig in Gegenwart des Arztes, wieder solch flammender Herbststrauch neben sie gestellt wurde, sah er, wie der Ausdruck der Qual, der ihr Gesicht nie verließ, sich in solch erschreckender Weise vertiefe, daß er von da an energisch verbot, je wieder Blumen neben sie zu stellen.

Dieselbe Beobachtung machte er dann auch, als Kolya Mironow auf seine Frau zulam. Sie schrak zusammen, wandte sich ab und ein bitteres Kämpfen begann auf dem armen Gesicht, das sich mühte, gesammelt zu bleiben.

Auso wurde Kolya in sehr höflich bestimmter Form gebeten, die Besuche bei seiner Frau auf das allernotwendigste Maß einzuschränken.

Kolya, tief gekränkt, wollte aufbrausen.

„Ich muß um eine Erklärung bitten, Herr Doktor. Was fehlt meiner Frau eigentlich? Anscheinend ist sie doch körperlich ganz gesund. Daß ihre Nerven sich noch nicht beruhigten — nun, man versteht das, nachdem sie solch Entzückendes miterlebte. Aber was habe ich dabei zu tun... Mein Anblick kann ihr doch unmöglich schreckhafte Erinnerungen bedeuten...“

„Wir wollen uns nicht darüber unterhalten, warum Ihrer Frau Gemahlin dies oder jenes neue Erregung bringt. Es muß eben alles vermieden werden, was eine solche hervorruft... Alles, Herr Mironow, nicht wahr, Sie verstehen mich? Ich halte es überdies für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Herz der gnädigen Frau äußerster Schonung bedarf. Es ist nicht erst seit diesem Ereignis auffallend schwach. Außerdem... es war da auch eine gewisse Unterernährung festzustellen. Ein bedenklicher Mangel an roten Blutkörperchen.“

Kolya Mironow unterbrach den Arzt gekränkt. „Unterernährung...? Gestatten Sie, mein sehr verehrter Herr... Unterernährung sagten Sie doch eben, nicht wahr? Woher sollte die kommen... Ich überließ meiner Frau die Kasse. Sie bestimmte die Art unserer Ernährung...“

„Ich habe nicht den Eindruck, daß es zu Ihrem Nachteil geschah, Herr Mironow. Ihre Frau Gemahlin dürfte da kleine — Schiebungen, fehrt zu ihrem eigenen Nachteil, gemacht haben. Wir haben ja leider genügend Beispiele ihrer Art: an alle und alles denken diese Frauen, ehe sie einmal für sich selbst sorgen wollen.“

Kolya Mironow ist vollständig benommen.

„Unterernährt ist meine Frau... Ja, um Gottes willen, wie hat sie denn das gemacht!“

Benita Mironow liegt in der Sonne, die sie warm und mütterlich einhüllt. Die Wellen spielen mit leisem Lachen an das Ufer. Oder ist es ein Schluchzen. Sie vermag das nicht zu unterscheiden.

Zurweilen rascheln reife Nüsse aus ihrem Bett und

streifen polternd Tisch und Bank unter dem Baum, ehe sie zur Erde rollen. In den Bäumen, die unbewegt stehen, von wilden Farben wie durchloht, ist ein unruhvolles Auf und Ab kleiner dunkler Vogelförper.

Ihre spitzen hellen Triller durchzacken die Luft. Unaufhörlich geht zwitschernde Zwiesprache. Dann wieder rauschen sie auf zum kostbar gewölbten Blau. Weit geht ihr schön geordneter Flug, bis sie von neuem in das herbstliche Glühen des Laubwerks tauchen.

Benita wendet den Kopf . . . Drüben stehen noch ein paar vereinzelte Levkojen in dem härslichen Beet mitten im Wiesengrund, ein paar Ästern . . .

Die Blumen, die Wellen, die Vögel und die Früchte . . . Das alles bedeutet Leben . . . Das Leben der andern.

Sie entflint sich wohl noch dieser Form des Da-sein. . . Einmal hat sie es mit ihnen geteilt . . . Es ist lange her . . . Sehr lange.

Zeitlos ist nur die Liebe . . . Leben ist nur Liebe . . . Über Zeit und Raum hinüber ist Liebe. Alles andere ist Traum.

Wenn Sep Sollern über Zeit und Raum zu ihr herüberkommt, wird sie es ihm sagen . . . Aber sie hat es verloren, was es war, das sie ihm sagen wollte . . .

Sie weiß nur: Sep Sollern wird sie in den Armen halten. Sep Sollern ist weit weg. Aber da liegt ja der See . . . Ein Nachen wird kommen . . .

Benita Mironows Augen fallen zu. Zum ersten Male liegt heute etwas wie ein Lächeln um ihren Mund.

Eine verspätete Biene orgelt in der Stille.

Das ist die Orgel Meister Haydns . . . Und gleich jaucht der Chor der Jubelnden hoch auf . . . „es werde Licht!“ . . . Aber der Chor schweigt.

Etwas anderes ist jetzt da. Plötzlich . . . vom Hause herüber, eine Stimme. Eine junge, kaum gedämpfte Stimme. Sie will rufen Anna-Dorothee! Und sie richtet sich zum ersten Male wieder alleine auf. Sie muß Anna-Dorothee entgegen gehen . . . fliegen. Wie ein Schlag geht es durch ihren Körper. Es wirft sie in die Kissen zurück. Benita Mironow ist wach. Schmerhaft wach in diesem Augenblick.

„Nein“, sagt sie laut mit einer fremden, zerbrochenen Stimme. „Nein . . . du darfst mich nie mehr berühren, Anna-Dorothee.“

Nie wird sie mehr Anna-Dorothee in den Armen halten.

Und nie mehr dürfen ihre Lippen Anna-Dorothees jungen Mund küssen.

Benita Mironow ist müde und mit einem Male ist das alles sonderbar gleichgültig und fern für sie . . . ganz ferne.

Schwer ist der Körper . . . so schwer, daß er das Herz zu erdrücken droht. Man muß stille halten . . .

Und so liegt sie mit geschlossenen Augen, als leichte Füße über den Weg gelaufen kommen — rasche, energisch ausschreitende.

Dann bleiben sie in einiger Entfernung von ihr stehen.

„Ich glaube, Mamaša schläft, Jasper. Wollen wir uns auf die Bank lehnen und warten, bis sie aufwacht? Später gehe ich zu ihr und du kommst nach einer Weile, ja?“

Die Stimme flüstert in großer Zärtlichkeit.

In harten, dumpfen Stößen schlägt Benita Mironows Herz. Ihre Hände zucken. Ein unsinniges Verlangen ist in ihr, sie denen dort drüben entgegenzustreichen. Sie preßt sie zusammen.

„Komm, Jasper, wir lehnen uns unter den Nussbaum . . . Das ist ihr Platz immer, weißt du. Aber höre, Jasper, hast du auch dem Henning gesagt, daß er die Stute jeden Tag reiten muß?“

„Herrgott, das ist natürlich verbummet . . . Und du denkst daran, Anna-Dorothee . . .“

„Sollte ich nicht? Was willst du denn mit einer Frau machen, die sich nicht um all das ein wenig kümmert?“

„Mit solch einer Frau würde ich gar nichts machen. Die ließe ich glatt liegen.“

„Ah? . . . Mitleid hätte ich schon mit ihr. Ich denke es mir sehr bitter, wenn du einen nicht leiden magst . . .“

Das halblaute Flüstern ersticht. Danach wieder die junge, zärtliche Stimme Anna-Dorothees: „Gut, daß Mamaša jetzt nicht gesehen hat, wie du mich küsstest. Sie soll es doch erst richtig erzählt bekommen. Denke, dein Vater wollte eigens mit uns hierher reisen und es den Eltern feierlich mitteilen, daß wir . . .“

„Doch wir? Sag es einmal ordentlich, Anna-Dorothee; du mußt es mit mir sprechen . . .“ Das wir uns sehr . . . daß wir uns soll . . . ach was, das ist doch längst ganz klar.“

„Aber deine Mutter . . .“

„Anna-Dorothee, es heißt Muschi. Mutter ist unmöglich für sie. Mutter . . . das ist deine Mamaša. Deine liebe, wunderliche Mamaša . . . Man möchte ihr immer die Hände streicheln. Hast du dir ihre Hände einmal angesehen? Sie sind die reinsten, schönsten, die ich je gesehen habe an einer Frau . . . Sie sind wie die deinen, Anna-Dorothee . . .“

Stille.

Gib meine Hände frei, Jasper . . . Wir wollen hinüber zu ihr. Ich glaube, sie hat eben eine Bewegung gemacht.“

„Nein. Noch nicht. Wir dürfen sie nicht weden. Nachher . . . Anna-Dorothee . . . Freust du dich auch so sehr, wie ich es tue . . . ja? Aber man muß vorzüglich sein. Glück kann töten. Hast du das nie gelesen? Es ist ein großes Glück, dich wieder zu sehen, wenn man lange ohne dich leben mußte.“

Benita Mironow öffnet die Augen. — — Dieses Licht . . . dieses Meer von Licht . . . Leise Worte, voll befreiender Seligkeit verschweben über ihr.

Ganz deutlich hört sie das taktmäßige Eintauchen eines Ruders . . . das ist die Melodie . . .

Ein Boot kommt näher, immer näher. Sep Sollern treibt es mit kräftigen Stößen vorwärts . . . Jemand ruft sie . . .

Nein, nicht mehr zurück.

Ist es nicht so: immer warten wir, daß irgendwoher aus dem dunkelblauen Unbekannten ein Nachen kommt und uns zu helleren Ufern bringe.

Und dann . . . am Ende . . . ist das Boot da. Und Charon ist es, der es steuert.

Aber der Fährmann trägt Sep Sollerns Füße.

Dort ist das Wasser . . . Silbern und durchsichtig . . . Der ergreifende Duft porzellanfarbiger Rosen . . . Arme halten sie . . . Benita Mironow reift sich. Nur eine kleine Bewegung ist es. So, als lege sie sich zurecht.

Und mit einem glücklichen Lächeln gleitet sie in die ewig fließenden Quellen des strahlenden Lichts.

— Ende! —

Märzonne.

Der Erde ward die Sonne neu geschenkt,
Und aus den schneeverharschten Schollen drängt
Ein frühes Regen schon zum Licht empor.
Die Himmelrunde flammt mit blauem Glanz,
Scharfadig ragt der fernen Berge Kranz,
Und sacht stimmt schon sein Lied der Vogelchor.

Ein Glittern ist und Funken rings erwacht,
Als sei der Lenz gekommen über Nacht,
In tausend dünnen Ästen aufzublühen.
Doch trügerisch erblint der klare Schein
Und schließt den Frosthauch rauher Winde ein,
Die blusternd durch die helle Weite sprühn.

Noch hält des Winters ungebrochene Kraft
Kühl-übersonnites Land in bitterer Haft.
Allein durchzähzt, umjauft von wildem Wehn,
Ahnt es den Morgen, da im Sturm der Wald
Gleich einer Riesenorgel brausend schallt
Und jubelt österliches Auferstehen.

Heinrich Leis.

Die Pestflagge.

Ein Mittelmeererlebnis von Rosa Nicolai.

„Cariddi“ hieß das Fahrzeug; daß das auf italienisch „Charibdis“ bedeutete, wurde uns erst klar, als uns ihr Schwesterschiff „Scylla“ (sprich „Schilla“) begegnete. War das ein Schlaufenleben auf dieser reizenden „Charibdis“! In Neapel ging man schlafen, in Palermo wedte einen der Orangenblütenduft, der in betörenden Wellen durch alle Lüften drang, bis Mittag durchstreifte man lustwandelnd blühende Paradiese und gesdurchsimmerte Heiligtümer. Dann gab's an Bord ein herliches Gabelrühstück, so lang das Schiff noch rücksichtsvoll still lag, um einem das Essen nicht zu verleidern, nachher dämmerte man, sanft gewiegt, in bequemen Liegestühlen an Zollpfeilfelsen, Zaubergärten und Sireneninseln vorüber, und als die Hauptmahlzeit kam, da stand das brave Schiff wieder im Hafen von Trapani. Die Karaffen mit rotem und weißem Wein wurden flaglos und kostenlos immer wieder gefüllt, und zur Süßspeise gab's sogar noch ein Gläschen Marsala gratis dazu. Dann Mondschlupfpartie auf Deck, Schafengehen und Aufwachen in — Arabien; denn Tunis ist die Hauptstadt des uns erreichbaren Arabien. Und dabei ist der viertägige Ausflug dahin gar nicht unerschwinglich; ja, die 25 Herren, die das Schiff mit ihrem unheimlich gelehrten Gevlauder erfüllten, hatten ihn in ihrer Rundreise mit einbegripen. In Rom tagte der internationale Arzte- und Naturforscherkongreß; alle Welt hatte ihre Leuchten nach der ewigen Stadt gesandt, und die 25 vertraten das damals noch nicht auseinandergefallene Österreich. So war es denn ein deutsches Gevlauder mit wunderlichen Färbungen; aber Wien, Prag, Graz, Budapest waren noch nie so einig gewesen, einig darin, daß sie Raffael und Michelangelo, Forum und Vatikan hingaben für das Aquarium in Neapel — das sei die großartigste Versuchsstation der Welt. Am liebsten wären sie sämtlich dort geblieben, unter all dem wunderlichen Gefier, und hätten feierlich, geimposiert, mikrokiptiert, gekreuzt und Gottes ohnehin so komplizierte Schönung in noch heillosere Verwirrung gebracht. In jener Nacht träumte mir, der edle Dulder Odysseus lernte Seegeleiter unter dem Ultramikroskop, während Scylla und Charibdis nach ihm schnappten.

Im Morgenduft grüßten uns, rosig verklärt, die Felsen von Karthago, und bald darauf schwankten wir um die Ede, zwischen den Dörts von Golette hindurch, welche die Hafeneinfahrt von Tunis bewachten. Im Hintergrunde der blauen Bucht lag und lockte sie, die weiße Stadt, die von den Arabern mit einem hingebreiteten Burnus verglichen wird, und aus dem schimmernden Weiß der Dächer und Kuppeln erhoben sich in tosketer Buntheit, wie in farbige Reise verstreut, die mähdenschlangen Minaretts. Ein melodischer Jubelruf ließ mich den Kopf wenden. Eine Deutsche, eine junge Frau auf der Hochreise, stand hinter mir. Ich hätte es lieben mögen, das freudesprühende Gesicht mit den Schönheitsgierigen Augen — aber dazu war ja ein Beifluner da. Ganz von selbst machte es sich, daß wir vier beisammen standen, wie zum Schub gegen die 25fache Gefahrtheit, die angesichts des orientalischen Wunderbildes in Visionen von Seuchen und Seuchenerregern schwelgten. Pest, Cholera, Auslas, gelbes Fieber — es schwirrte nur so von Bazillen um uns herum. Auf einmal aber gab es einen Ruck, daß ich gegen meinen Mann taumelte, das Schiff hielt still mit ungewohnter Plötzlichkeit, und von den Lippen des Kapitäns erscholl der uralte heidnische Fluch: „Per Bacco!“ — „Was ist?“ fragte ich, Schlimmes ahnend. „Wird hier ausgebootet?“ — „Es wird nicht viel ausgebootet werden, Signora. Sehen Sie hin!“ — Über einem langweiligen weißen Gebäude wurde eine blutrote Flagge aufgezogen, und von lundigen Lippen belehrte uns das schauerliche Donnerwort: „Die Pestflagge!“ Tunis war infiziert, und das Schiff durfte nicht landen.

„Ja wie so?“ „Warum?“ „Feigheit!“ „Unverschämtheit!“ „Das ist doch jedermann's Sache, ob er an der Pest sterben will oder nicht!“ Höflich unterrichtete man die ausgereisten Herren, sie dürften an der Pest sterben, so viel sie Lust hätten. Boote wären genug da, — nur aussteigen und nachher wieder mit zurückfahren — das gäbe es nicht; wer draußen sei, der bliebe draußen und müsse eben die Quarantäne durchhalten. Da trat aus der Gruppe der 25 fast lächelnd ein hochgewachsener Mann mit seingeschnittenen Zügen hervor, verabschiedete sich und stieg hinab in das wartende Boot. Das war ein ganz Berühmter, der sich's leisten konnte, seine Rundfahrtkarte verfallen zu lassen. Eine Pestepidemie war ihm wohl eine Stange Goldes wert. Ein jüngerer eilte ihm nach und beugte sich dienstbeflissen über Bord, um von dem großen Herrn noch die letzten Aufträge entgegenzunehmen. Aber — o weh! — er beugte sich zu tief, sein Hut fiel in das Boot. Der berühmte Herr hob ihn auf und wollte ihn liebenswürdig seinem Besitzer hinaufreichen,

aber ein höchst respektloser Griff nach seinem Arm hinderte ihn daran. Empörte deutsche Ausrufe, arabischer Wortschwall, italienische Erklärungen: der Hut hatte das tunische Boot berührt, der Hut war infiziert, der Hut mußte dableiben.

Und wie weiland Gehlers Hut, so verursachte der Hut des Prager Gelehrten den Ausbruch der allgemeinen Empörung. Endlich wählten sie aus ihrer Mitte einen Worführer, einen geborenen Istriener, der italienisch sprach und in leidenschaftlicher Beredsamkeit seinen und ihrer aller Standpunkt entwidete. Auf sein ihm schriftlich verbürgtes und mit gutem Gelde bezahltes Recht sich stützend, bestand er darauf, die Pest in Italien einzuschleppen, weil Tunis in seiner Rundfahrtkarte einbegripen war. Und der Mann war Bakteriologe. Aber Größe lag in dem überlegenen Lächeln, mit dem der italienische Kapitän sein Vaterland gegen die 24fache Übermacht verteidigte, wie einstmals Marius gegen die Cimberi und Teutonen. Man merkte es dem Mann nicht bloß an der Sprache an, daß er ein Römer war. Freilich hatte er sie alle in der Hand, denn unter den 24 war sicher keiner, der es verstanden hätte, ein Schiff zu lenken. Das einzige Kompromiß, wozu er sich herbeilte, war, hier bis zum Abend liegen zu bleiben und jederzeit für Boote zu sorgen, falls jemand sich entschließen sollte, auf eigene Rechnung und Gefahr an Land zu gehen.

Es wurde still und heiß, und weit hinten leuchtete Tunis weißglühend in der Sonne. Endlich trat die deutsche Hochzeitsreisende zu uns und fragte: „Steigen Sie aus?“ und als wir verneinten, rief sie ziemlich laut: „Wir auch nicht. Mein Mann fürchtet sich.“ Der junge Gatte kam heran und verteidigte sich: er für seine Person fürchte sich gar nicht; wenn es weder Zeit noch Geld kostete und er nur für sich selber verantwortlich wäre. — Sie ließ ihn nicht ausreden: „Verantwortlich! Kein Mensch ist für den anderen verantwortlich. Das sind Ansichten von vor hundert Jahren. Heutzutage ist jede Frau für sich selber verantwortlich.“ Sie redete sich ordentlich entweder in ihrem edlen Zorn. Der junge Ehemann legte beschwichtigend den Arm um sie und ging mit ihr auf und ab.

„Wenn der jetzt nachgibt, hat er verspielt für alle Zeiten!“ flüsterte mein Mann.

Heiß und langsam schlichen die Stunden dahin. Als endlich die vergeblich lösende weiße Märchenstadt abendlich zu erröten begann, wurde verkündet, in acht Minuten ginge das lekte Boot an Land; er war der äußerste Termin zur Entscheidung. Die 24 schwiegen düster oder murmeln leise; zum Ausbooten meldete sich keiner. Da tauchte aus der Kajüte ein sehr fröhliches, sehr rosiges Gesichtchen. „Wir haben uns nun doch entschlossen!“ rief die kleine Frau triumphierend, worauf der Mann etwas verlegen murmelte: „Ce que femme veut —“ — „Etel!“ knirschte mein Mann in ehrlicher Wut, als wir das Boot ans Ufer schwanken sahen. „Nun hat er ihr den Pantoffel selber in die Hand gedrückt.“

Bei der Abendtisch gab's wieder eine kleine Revolution. Das Essen war schlecht und die 24 Weisen wenig zur Nachsicht bestimmt. Erst hätte man sie betrogen, und nun wolle man sie vergiften hinterher, sagte der, der den Hut eingebüßt hatte. Der Steward suchte zu entschuldigen: der Koch sei krank. — Krank?? Oho! Alle schoben erschrocken ihre Teller zurück. Nein, nein, es sei gar nichts, nur ein kleiner Streit. Er habe die Cameriera im Tunisia-Palace-Hotel besuchen wollen, da sei seine Braut, und weil man ihn nicht habe aussteigen lassen, sei er ganz rabiat geworden, und davon sei er nun krank, und der Küchenjunge habe sich ja alle Mühe gegeben, aber so recht verständne er es doch wohl noch nicht.

In tiefer Nacht schrak ich empor. Was waren das für Geräusche? Türen gingen, Stimmen flüsterten erregt, und in das Stampfen der Maschine mischte sich mit derselben Gleichmäßigkeit und demselben Rhythmus ein unheimliches Stöhnen — immer daselbe Wort war es: „Trapani! Trapani! Trapani!“ Nach Trapani fuhren wir. Was war das? Ein Schwerleidender, der die Ankunft nicht erwartete konnte? O Gott, also doch ein Pestkranker an Bord! „Trapani! Trapani!“ Immerfort, jetzt immer leiser, mott wie zum Erlöschen, jetzt schwoll es wieder an bis zu höchster Wut, wie das Schreien eines zornigen Kindes. Aber schauerlich war und blieb es — eine gräßliche Nacht. Der Spuk zerrann mit der Sonne, und auf dem Schiff wollte keiner etwas gehört haben. Da man uns ohne weiteres landen ließ, konnte es doch auch nicht die Pest sein.

Als wir aber in Trapani wieder festen Boden unter den Füßen hatten, da sprach die ganze Stadt von nichts als von der Pest in Tunis und von der blutigen Tragödie auf der „Cariddi“. Aber als sie das furchtbare Wort aussprachen, da lachten sie. Wir winkten uns im Kaffeehaus den Kellner heran und hörten nun folgende Schauermär: Als der Küchen-Romeo auf unserem Schiffe erfuhr, er dürfe sein Liebchen nicht besuchen, gebärdete er sich wie toll, so daß

man ihn in seiner Küche bewachen mußte. Und als die Giulietta vom Tunisia-Palace-Hotel hörte, daß die „Cariddi“ nicht landen durfte, da lief sie ganz einfach von ihrer Arbeit weg und fuhr mit der Elektrischen nach Golette hinaus. Nun stand sie am Strande und gebrauchte ihr Taschentuch immer abwechselnd zum Weinen und zum Winken, die weiße Flagge der Liebe dicht unter der roten Flagge der Pest. Und hinter einer Eule der „Charybdis“ entdeckte sie, rund eingerahmt, ein hochgerötetes, junges Gesicht. Blößlich strahlte das Gesicht freudig auf, ein Kopf fuhr durch die Eule heraus, ein paar schmale Schultern zwängten sich hindurch. Die Entfernung des Schiffes vom Lande war so kurz, daß ein guter Schwimmer sie in wenigen Tempi bezwingen konnte, und die Eule immerhin groß genug für die Alsgeschmeidigkeit eines schlanken Jünglingskörpers. Hätten sich nur an seine Beine nicht zwei Bleigewichte gehängt: der Cameriere und die Cameriera. Die zogen, was sie konnten, und siegten, weil sie zwei gegen einen waren. Nun aber kam erst die große Gefahr, denn auf dem Tische lag das lange, scharfe Küchenmesser, und mitten im Ringen stieß der Verzweifelte darauf hin. Blitzzschnell nahm die Schiffskammerfrau die gefährliche Waffe an sich, aber mit einem wilden Schrei befreite der Unglückliche seinen rechten Arm, fuhr auf das Messer los, ergriß die blitzende Klinge und zerschnitt sich die Hand, so daß ein dicker, roter Blutstrom das Schlachtfeld grausig färbte. Man verbund ihn und legte ihn in seine Knie, aber er schrie wie besessen, wenn wir erst in Trapani wären, dann würde er die Gerichte anrufen, dann würde er Rache nehmen — „Trapani! Trapani!“ So schrie er die ganze Nacht. Das also war's gewesen, und meine Kabine hatte wohl gerade über seiner Knie gelegen.

An der Pest ist damals niemand gestorben, nicht einmal die beiden erkrankten Hafenarbeiter. Über die Pestflagge, die hat Unheil genug angerichtet, oder wenigstens beinahe: Krieg zwischen Österreich und Italien, Ehescheidung, Mord oder Selbstmord mit dem Küchenmesser.

„Da hast du die Bande Menschheit!“ lachte mein Mann. „Das alles wegen einer kleinen Enttäuschung, wegen eines versagten Vergnügens. Wie die kleinen Kinder!“

Gunthers Stiefel.

Von Eugen Schmid.

Die Partie des Gunther in der „Götterdämmerung“ ist bei den Baritonisten nicht sehr beliebt. An unserem Theater, das heißt an dem, das vor zwanzig Jahren den Vorzug genoß, mich unter seinen Kapellmeistern zu besitzen, wollte sie erst recht niemand singen. Denn der Direktor, der höchstens Regie führte, verlangte etwas Durchbares von dem Dichtsteller. Dieser sollte nämlich als vom grimmen Hagen erschlagene Leiche noch volle fünfundzwanzig Minuten, während des ganzen Schlusssmonologs der Brünhilde, so von der Frau Direktorin gejungen wurde, auf der offenen Bühne liegen bleiben.

Das war selbst für unseren geduldigen lorischen Bariton Pichler, an dem die Partie schließlich hängen blieb, zu viel. Er wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, aber der „Alte“ blieb fest. Das einzige Zugeständnis, das ich Ihnen machen kann“, erklärte er endlich, „ist, daß Sie sich von ein paar Männern an die Seitenkulisse schleppen lassen, so daß Gesicht und Oberkörper verdeckt wird. Dann brauchen Sie wenigstens die Augen nicht stark zu halten. Aber der Unterkörper muß jedenfalls ins Bühnenbild noch hineinragen. Das ist notwendig als sichtbarer tragischer Akzent an der Vernichtungsstimmung, die der Schluss ausprägt!“

Dagegen war nichts zu machen. Und so rogten denn bei der Premiere das ganz stattliche Bäuchlein und die länglichen unteren Extremitäten Pichler-Gunthers wirklich „als tragischer Akzent“ in das Chaos der untergehenden Nibelungenwelt herein.

Bei den Wiederholungen wurde der Akzent aber immer unbedeutender. Zuerst verschwand das Bäuchlein von der Bildfläche, und man sah nur noch die Beine. Das nächste Mal waren auch diese bis zu den Knien verdeckt, und es lugten lediglich die in riesigen Jagdstiefeln stehenden unteren Füße als sterbliche Überreste des Erschlagenen hervor. Und beim fünften oder sechsten Male sah man überhaupt fast nur noch die Sohlen und Absätze der Stiefel.

Der Direktor, der von der Loge aus jede Aufführung mit Argusaugen überwachte und längst die ständige Verkleinerung seines „tragischen Akzentes“ mit Mißfallen beobachtet hatte, geriet bei diesem Anblick in höchsten Zorn. „Habe ich dem Menschen vielleicht gesagt, er solle ein musikalisches Fußbad am Schlus der Oper nehmen?“ fluchte er. „Aber, warte, mein Söhnchen, dir werde ich heute mal den

Standpunkt klarmachen. Las nur erst den Vorhang zu sein! Warte!“

Doch es kam anders. Brünhilde hatte ihren letzten Schrei ausgestöhnt und war mit Grane, dem treuen Rob, in den lodernden Scheiterhaufen geritten; die Flammen ergriffen, der Regievorschrift getreu, das Gebäld der Halle und krachten stürmisch diese ein. Aber — o Entsetzen — nach völlig falscher Seite hin. Statt auf die leere Hinterbühne fielen alle Trümmer auf die Mittelbühne, just da, wo Gunther lag, diese Stelle in einem Augenblick völlig verschüttend.

„Uns allen „vom Bau“ stotterte der Niem. Um eine Panik zu vermeiden, fiel sofort der Vorhang, und das Orchester spielte zu Ende; aber auf den nun einstehenden Beifall des ahnungslosen Publikums schaute diesmal niemand. Alles stürzte auf die Bühne, wo Feuerwehr, Sanitätsmannschaft und Polizei schon an der Unglücksstätte arbeiteten.

„Der Bühnenmeister ist schuld“, flüsterte mir im Vorbeigehen aufgeregter ein Vorarbeiter zu, „er hat die Dekoration verfehlt aufzustellen lassen; sie haben ihn gerade verhaftet. Dem guten Pichler wird das aber nicht mehr viel helfen. Alle diese schweren Dekorationsstüde auf den Kopf kriegen — verrt!“

„Haben sie ihn denn schon gefunden?“ fragte ich erregt zurück.

„Nein, man kann ja noch nicht zu. Ist alles verklemt. Die Trümmer müssen erst vorsichtig zerlegt werden.“

„Komm, das mag ich gar nicht sehen“, sagte ich zu dem Kollegen, der mich begleitete. „Helfen können wir ja doch nichts. Mir ist jetzt schon ordentlich übel. Komm, wir trinken einen Kognac.“

„Wenige Minuten später betraten wir die Stammline. Und wer sitzt da vergnügt bei einem Glase Bier? Pichler, der verschüttete Gunther! Erst glaubten wir, es sei sein Heist. Aber da er gleich den Versuch machte, uns um zehn Mark anzupumpen, merkten wir, daß er es wirklich war.“

„Ja, Mensch, liegst du denn nicht verunglücht und begraben drüber unter den Trümmer?“ fragte ich.

„Wo so denn? Euch hat wohl Wagners Musik endgültig meschugge gemacht?“

„Also, du weißt, scheint's, überhaupt nicht, was passiert ist?“

„Passiert ist was? Nicht die Bohne von 'ner Ahnung habe ich. Ich bin gleich nach meinem letzten Ton weg.“

„Ja, Krusittürken, aber du hast doch nach Anordnung des Alten bis Ultzluß auf der Bühne liegen zu bleiben, und man hat ja auch wirklich bis zuletzt deine Beine gesehen!“

„Meine Stiefel, willst du wohl sagen; meine Stiefel hat man gelehnt! Die Beine hatte ich schon seit drei Vorstellungen immer fein sachte herausgezogen und mich dann in dem Dunstel, das hinter den Kulissen zu herrischen pflegt, eilsig auf die Strümme gemacht.“

Die Kunde, daß nicht Gunther, sondern nur Gunthers Stiefel verschüttet waren, nahm den Andruck von den auf der Bühne das Rettungswerk betätigenden Polizei, Sanitäter und Feuerwehr verloren, und der verhaftete Bühnenmeister kam wieder frei.

Der Direktor aber hielt trotz allem seinem „Söhnchen“ Pichler eine derbe Standpauke. Der aber redete sich darauf hin, niemand anders als die Frau Direktorin selbst, unsere geniale Brünhilde, hätte ihn auf diesen glänzenden Einfall gebracht, die Partie des Gunther einfach nur von Gunthers Stiefeln zu Ende spielen zu lassen. Da traute sich der Alte nicht mehr viel zu sagen, denn vor seiner Wallküre hatte er gewaltigen Respekt.

„Hat dir wirklich die Alte diese Idee eingesetzt?“ fragte ich Pichler nachher.

„Natürlich; oder findest du etwa, daß sie den Schlusssmonolog sehr hübsch singt?“

„Singen? Nein, singen tut sie —“

„Ganz deiner Meinung: singen tut sie einfach: — zum Stiefelausziehen!“

Scherz und Spott

Die Erkundigung. „Papa, der Lehrer hat sich heute in der Schule nach dir erkundigt!“ — „Tatsächlich?“ — „Ja, er sagte, er möchte doch mal wissen, von was für einem Sohnen ich abstamme.“

Schlechte Zeiten. „Warum betteln Sie denn mit zwei Hüten?“ fragte erstaunt der Vorübergehende. — „Bei den schlechten Zeiten muß man sein Geschäft vergrößern“, erwiderte der Bettler.